



Christopher  
Clarey

ED  L  
SPORTS

NEW YORK  
TIMES  
BESTSELLER

DER MAESTRO

ROGER

FEDERER

ED  L  
SPORTS

CHRISTOPHER CLAREY

DER MAESTRO  
**ROGER FEDERER**

Aus dem Englischen übersetzt von Jan Haas,  
Frederik Kugler, Jutta Orth und Sven Scheer



Für meine umwerfende Mutter, die mir ihre Liebe zur Sprache und  
zum Tennis mitgegeben hat

# Inhaltsverzeichnis

- 1 Tigre, Argentinien
- 2 Basel, Schweiz
- 3 Ecublens, Schweiz
- 4 Biel/Bienne, Schweiz
- 5 Sydney, Australien
- 6 Wimbledon, England
- 7 Melbourne, Australien
- 8 Palma de Mallorca, Spanien
- 9 Paris, Frankreich
- 10 Los Angeles, Vereinigte Staaten
- 11 Feusisberg, Schweiz
- 12 New York, Vereinigte Staaten
- 13 Lille, Frankreich
- 14 Dubai, Vereinigte Arabische Emirate
- 15 Indian Wells, Kalifornien
- 16 Felsberg, Schweiz

Epilog Kapstadt, Südafrika

Danksagung

## Kapitel 1

# TIGRE, ARGENTINIEN

Es war kurz vor Mitternacht, als Roger Federer erschien.

Journalisten sind das Warten gewohnt, und dieses Mal wartete ich in einem Mietwagen mit Chauffeur in einem Vorort von Buenos Aires. Im Radio lief Eric Carmens schwermütige Ballade „All by Myself“. Das passte ganz gut zu meiner Situation, schließlich saß ich allein auf dem Rücksitz, in der Hand ein paar Notizen und im Kopf Gedanken an das bevorstehende Interview. Zu Federer, der so selten allein zu sein scheint und auch diesmal alles andere als allein war, passte es hingegen überhaupt nicht.

Es war Mitte Dezember 2012, und Federers Comeback-Jahr, in dem ein Sieg in Wimbledon – sein erster Grand-Slam-Titel seit über zwei Jahren – ihn an die Spitze der Weltrangliste zurückbefördert hatte, neigte sich dem Ende zu. Seine Frau Mirka und die dreijährigen Zwillingstöchter waren zu Hause in der Schweiz geblieben, während er zu seinem ersten Besuch in diesen Teil Südamerikas aufgebrochen war, um an mehreren Showturnieren teilzunehmen. Die Eintrittskarten dafür waren nach wenigen Minuten ausverkauft gewesen.

Federer lockte das Geld: Jeder Auftritt brachte ihm zwei Millionen US-Dollar ein, wodurch er mit nur sechs Spielen mehr Einnahmen erzielte als die 8,5 Millionen US-Dollar an offiziellen Preisgeldern im Jahr 2012. Doch er wollte auch Erfahrungen sammeln, an die er sich später gerne erinnerte: die Begegnung mit einem neuen Publikum an neuen Orten – trotz aller körperlichen und psychischen Belastungen der vergangenen elf Monate.

Andere Champions mit ähnlich gutem Auskommen hätten auf eine solche Reise und den damit verbundenen Jetlag sicher verzichtet. Doch Federer und sein Manager Tony Godsick hatten das große Ganze im Blick: Sie dachten an noch unerschlossene Federer-Märkte und -Emotionen. Die Reise, die sie zunächst nach Brasilien und nun nach Argentinien führte, übertraf alle Erwartungen. Das bezeugten schon die 20.000 Menschen, die sich an diesem Abend in dem provisorischen Stadion in Tigre drängten – ein Zuschauerrekord für ein Tennismatch in Argentinien, das doch ein stolzes Tennisland ist, mit

Ikonen wie Guillermo Vilas, Gabriela Sabatini und nicht zuletzt Juan Martin del Potro, Federers Gegner und in gewisser Weise auch sein Gegenpol.

„Es war fantastisch, aber für Juan Martin schon auch seltsam“, sagte del Potros damaliger Trainer Franco Davin. „Argentinien ist sein Land, und trotzdem jubeln die Leute bei Federer noch mehr.“

So war es auch in vielen anderen Tennisnationen. Fast überall hat Federer ein Heimspiel. Und auch kurz vor Mitternacht warteten immer noch einige Hundert Fans vor dem Stadion: Erwachsene standen auf Kisten, um eine bessere Sicht zu erhaschen, Kinder hockten auf den Schultern ihrer Eltern, und überall leuchteten Handys mit eingeschalteter Kamera, um den einen Moment ja nicht zu verpassen.

Es herrschte eine ruhige und erwartungsvolle Atmosphäre, die in dem Moment, als Federer aus einer Seitentür trat und auf meinen Wagen zusteuerte, von tumultartigen Szenen abgelöst wurde. Trotz seines Dreisatzspiels gegen del Potro ging er leichten Schrittes.

Mit einem rhythmischen „Bye-bye. Bye-bye. Bye-bye!“ verabschiedete er sich im Plauderton von seinen Fans, bevor er die Wagentür öffnete.

„Wie geht’s?“, sagte er im gleichen Tonfall zu mir und schloss die Tür.

Ich bin Federer auf sechs Kontinenten hinterhergereist und habe ihn binnen 20 Jahren mehr als 20-mal für die *New York Times* und die *International Herald Tribune* interviewt. Unsere Treffen fanden an allen möglichen Orten statt, in einem Privatflugzeug, auf einem Rückfeld in Wimbledon, auf dem Times Square in New York, in Schweizer Bergrestaurants oder in einer Suite im Pariser Hôtel de Crillon mit fantastischem Blick auf die Place de la Concorde, während seine spätere Frau Mirka Vavrinec gerade Designer-Kleidung anprobierte.

Eine Eigenschaft, die Federer von den meisten anderen Ausnahmesportlern, die mir begegnet sind, unterscheidet, ist seine Angewohnheit, den Gesprächspartner zunächst einmal (und nicht nur der guten Form halber) zu befragen: wie denn die Anfahrt gewesen sei und wie man das Turnier, das Land und die Menschen einschätze.

„Roger ist deshalb so interessant, weil er sich für andere interessiert“, bemerkte einmal sein früherer Trainer Paul Annacone mir gegenüber.

Meine eigene fünfköpfige Familie hatte sich 2012 auch auf Weltreise begeben: ein ganzes Schuljahr unterwegs, angefangen mit einem dreimonatigen Aufenthalt in Peru, Chile und Argentinien. Federer wollte die

Highlights erfahren (Torres del Paine und die Insel Chiloé in Chile, Arequipa in Peru). Doch am meisten interessierte ihn der Schulunterricht: Wie hatten unsere Kinder auf die Situation reagiert, hatten sie davon profitiert? Ein Hinweis darauf, dass er wohl vorhatte, auf unabsehbare Zeit mitsamt seiner Familie auf Achse zu sein, seinen Alltag mit den Kindern zu teilen und ihnen nebenbei viel von der Welt zu zeigen.

„Wir sind in den meisten Städten und bei den meisten Turnieren sozusagen Stammgäste und haben weltweit viele Freunde“, sagte er. „Es fühlt sich dann so an, als würde man ein zweites Zuhause besuchen. Dieses Gefühl kann ich mittlerweile sehr leicht in mir hervorrufen, vor allem seit die Kinder dabei sind. Ich möchte ihnen dieses Gefühl vermitteln, damit sie sich überall, wo wir hinkommen, wohlfühlen.“

Federers Neugier – gleich ob aus Höflichkeit oder tatsächlich von Herzen – sorgt dafür, dass man mit ihm eher ein Gespräch als ein strukturiertes Interview führt. Sie wirkt entwaffnend, auch wenn er das gar nicht zu beabsichtigen scheint. Vor allem lässt sie das Außergewöhnliche in einem etwas normaleren Licht erscheinen, und darum bemüht sich Federer sehr nachdrücklich. Er kann damit umgehen, auf einem Podest zu stehen, betont aber oft, dass er lieber auf Augenhöhe mit anderen verkehrt. Vielleicht hat er diese Eigenschaft von seiner Mutter Lynette geerbt. Wenn jemand ihren Nachnamen hört und sie fragt, ob sie mit dem Federer verwandt sei, bejaht sie und erkundigt sich dann direkt nach den Kindern des Gesprächspartners.

„Schau und hör dir das an“, sagte er in seinem unverwechselbaren näselnden Bariton und machte eine Handbewegung in Richtung Autofenster. „Wir drängen uns hier per Polizeieskorte durch die Menge, das kenne ich nicht.“

„Wirklich?“, antwortete ich. „Ich hätte gedacht, dass dir das oft passiert.“

„Zum Glück nicht“, sagte er. „Ich halte mich eigentlich für einen ganz normalen Typen, der halt das spannende Leben eines Tennisspielers führt. Da steht man im Rampenlicht, ist in der ganzen Welt unterwegs, spielt live vor Publikum. Auf Kritik muss man nicht lange warten. Man weiß gleich, ob man gut oder schlecht war. Das ist fast wie bei Musikern, ich finde das ein wirklich gutes Gefühl. Selbst wenn man schlecht war, macht das nichts. Dann arbeite daran. Zumindest weiß man, dass man eine Aufgabe vor sich hat, und wenn man gut war, gibt es einem Selbstvertrauen, motiviert und inspiriert einen. Ich gebe schon auch zu, dass es ein wunderbares Leben ist. Manchmal ist es aber auch hart, denn das Reisen kann echt anstrengend sein. Du kennst das ...

Doch neulich dachte ich mir: Ich bin vor rund zehn Jahren in die Top 10 eingezogen und erlebe heute immer noch solche Dinge. Es ist irgendwie eine außerkörperliche Erfahrung, man glaubt fast nicht, dass es wirklich passiert. Ich schätze mich sehr glücklich, und das ist sicher auch einer der Gründe dafür, dass ich noch länger spielen möchte. Denn das alles ist vorbei, wenn man sich zurückgezogen hat.“

Wie viel er vor seinem Rücktritt noch erleben würde, überraschte dann wohl selbst Federer ...

In jener Nacht in Argentinien war er bereits 31 Jahre alt und hatte damit das gleiche Alter erreicht, in dem einer seiner Vorbilder, Pete Sampras, mit seinem 14. Titelgewinn bei einem Grand-Slam-Turnier (den US Open im Jahre 2002) einen neuen Rekord aufgestellt hatte. Es war Sampras' letztes Spiel bei einem großen Tennisturnier, und hätte er bis zu seinem offiziellen Rücktritt nicht ein weiteres Jahr gewartet, wäre das einer dieser ultimativen Tennisabschiede nach einem Heimsieg gewesen.

Stefan Edberg, auch ein Tennisheld aus Federers Jugend, trat mit 30 Jahren zurück.

Doch Federer stand eben nicht kurz vor dem Ende seiner Laufbahn, wie es viele Tennisfachleute und -Fans verständlicherweise erwarteten. Er steckte vielmehr mittendrin und blieb tatsächlich bis in die 2020er-Jahre aktiv, während andere Tennisspieler seiner Generation längst für Unternehmen oder als Kommentatoren tätig waren – oder Federers jüngere Konkurrenten coachten.

Wer Sampras in den Jahren 2001 und 2002, seinen letzten beiden Saisons, beobachtet hatte, ahnte, wie sehr ihm die Plackerei und der Druck zusetzten. „Pete war fertig, aber Roger ist aus anderem Holz geschnitzt“, sagte Annacone, der beide trainiert hat. „Das viele Reisen erschöpfte Pete. Roger zieht daraus Energie.“

Annacone begleitete Federer zum ATP-Turnier nach Schanghai. Am zweiten Tag ihres Aufenthalts saßen Annacone und die anderen Teammitglieder an einem Tisch in Federers Hotelsuite und unterhielten sich, als es klopfte. Vor der Tür stand eine Chinesin.

Federer verkündete, ihre Sprachlehrerin sei eingetroffen.

„Roger erklärte: ‚Sie wird täglich für etwa eine halbe Stunde vorbeikommen, und wir werden versuchen, hier und da ein paar Worte aufzuschnappen, um etwas Mandarin zu lernen‘“, erzählte Annacone. „Und ich so: ‚Mann, ich kann

ja kaum vernünftig Englisch sprechen.‘ Und Roger dann: ‚Nein, nein, es wird Spaß machen.‘ Und er hatte seine helle Freude daran. Er wollte ein paar Redewendungen lernen, um sich auf Mandarin bei den Fans zu bedanken, aber er hielt sich auch den Bauch vor Lachen, wenn wir die korrekte Aussprache übten. Roger nimmt die verschiedenen Facetten des Reisens einfach mit offenen Armen an. Vielen anderen gelingt das nicht.“

Für Federer war das völlig normal. Als Sohn eines Schweizers und einer Südafrikanerin reiste er schon im Alter von drei Monaten zum ersten Mal nach Südafrika und kehrte im Laufe seiner Kindheit immer wieder dorthin zurück. Sampras sprach ausschließlich Englisch. Federer spricht Französisch, Englisch, Deutsch sowie Schweizerdeutsch. Dank seiner Mutter beherrscht er außerdem mehr als nur ein paar Worte Afrikaans und dank seines früheren Trainers Peter Lundgren auch diverse schwedische Kraftausdrücke.

Als Schweizer in der Grenzstadt Basel war Federer schon früh daran gewöhnt, zwischen den Kulturen hin und her zu wechseln. Doch nur, weil eine gewisse Lebensweise unvermeidbar ist, muss man diese nicht zwangsläufig mögen. Federer steht teils auch deshalb dem Globetrotter-Leben positiv gegenüber, weil es für ihn als Tennis-Champion einem bestimmten Zweck dient. Diese tiefe Freude, die er bei jenem Auto-Interview in Argentinien 2012 zeigte, rührte aus der Erkenntnis, dass sein Job auf den Tennisfeldern von Wimbledon oder Roland Garros mehr Menschen inspirierte, als er je für möglich gehalten hätte.

„Sie sind hier so leidenschaftlich“, sagte er. „Nirgendwo habe ich aufgelöstere Fans erlebt als in Südamerika. Die Menschen brechen in Tränen aus, zittern, und sie sind so, na ja, nicht ehrfürchtig, aber so froh, mich zu treffen, dass sie es kaum glauben. Natürlich ist mir das auch schon anderswo passiert, aber sehr selten, und hier haben mich schon mindestens 20 Leute umarmt und geküsst und waren überglücklich, nur weil sie mich einmal berühren durften.“

Die argentinischen Fans riefen ihm durch die Autoscheibe zu und drückten gegen das Fahrzeug, doch er wich nicht von der Scheibe zurück. Vielmehr rückte er näher heran.

Ich fragte Federer, ob er das englische Wort „jaded“ kenne, abgestumpft.

„Schon“, entgegnete er zögernd.

„Es entspricht ungefähr dem französischen Wort ‚blasé‘“, sagte ich. „Man hat das alles schon mal erlebt, es versetzt einen nicht mehr in denselben

Rausch. So ähnlich muss sich Björn Borg gefühlt haben, als er sich nach den US Open ins Auto setzte, um nie wieder auf den Platz zurückzukehren.“

Borg war damals 25.

Federer dachte kurz darüber nach.

„Es geht sehr schnell“, sagte er. „Plötzlich denkst du: ‚Das reicht mir jetzt. Ich will das nicht mehr. Ich habe es satt.‘ Und ich versuche das zu vermeiden, indem ich auf einen guten Zeitplan, viel Spaß und Abwechslung achte. Wie du schon ganz richtig bemerkt hast: Wer zu oft oder gar ständig dasselbe tut, egal was oder wie außergewöhnlich es ist, beginnt sich zu langweilen. Deshalb glaube ich, dass solche Reisen oder ein gutes Aufbautraining oder super Turniere oder irgendetwas, was man durchstehen muss – jedenfalls eine Mischung –, das ist, woraus ich neue Energie schöpfe. In gewisser Weise ist es also ziemlich einfach.“

Das faszinierte mich als Beobachter: Federer, der entgegen jeder Logik und im Gegensatz zu seinen Vorgängern in der Tenniswelt auch mit Ende 30 noch frisch und voller Tatendrang war, lebte ganz in der Gegenwart – weil er vorausdachte. Trotz all der Kräfte, die an ihm zerrten, war er entspannt und entgegenkommend, weil er sich selbst und seinen Mikrokosmos gut genug kannte, um den Fallstricken auszuweichen, die sein Feuer erstickt hätten.

Andererseits steht diese Zielgerichtetheit für seine gesamte Karriere.

Wer ihm in den letzten zwei Jahrzehnten zugesehen hat, war oft beeindruckt von der Leichtigkeit, mit der er Asse schlug, in eine Vorhand hineinglitt und über den Dingen zu schweben schien in dieser Welt, in der Ikonen zu Recht sehr kritisch gesehen werden. Doch sein Weg, auf dem der temperamentvolle, blondierte Teenager mit fragwürdigem Stilgefühl zu einem der elegantesten und souveränsten Topsportler heranreife, war eben nicht schicksalhaft, sondern das Ergebnis einer langen und bewussten Anstrengung.

Federer gilt gemeinhin als Naturtalent. In Wirklichkeit ist er auch ein gewissenhafter Planer, der sich angewöhnt hat, auf Routine und Selbstdisziplin zu setzen, und seinen Terminkalender lange im Voraus sehr detailliert ausarbeitet.

„Ich weiß normalerweise ungefähr, wie meine nächsten anderthalb Jahre aussehen, und kenne das Programm der nächsten neun Monate recht genau“, verriet er mir in Argentinien. „Ich kann dir sagen, was ich am Montag vor Rotterdam vorhabe oder am Samstag vor Indian Wells. Zwar nicht Stunde für Stunde, aber eine Tagesplanung mache ich eigentlich immer.“

Federer sieht man nur selten schwitzen; harte Arbeit und Selbstzweifel sind ihm dennoch nicht fremd, er trägt sie nur nicht nach außen. Er hat weitaus öfter unter Schmerzen gespielt, als es den meisten von uns bewusst ist. Auch schwere Rückschläge im vollen Scheinwerferlicht hat es reichlich gegeben. Man könnte sogar behaupten, dass das Wimbledon-Finale 2008 gegen Rafael Nadal und das Wimbledon-Finale 2019 gegen Novak Djokovic die beiden größten Matches seiner Karriere waren. Beide endeten mit seiner bitteren Niederlage nach einem hart umkämpften fünften Satz, der in die Verlängerung ging.

Mit mehr als 100 Titelgewinnen und einer ununterbrochenen Serie von 23 Halbfinalteilnahmen bei Grand-Slam-Turnieren hat er große Erfolge erzielt, es gab aber eben auch grandiose Niederlagen.

Das hat zweifellos dazu beigetragen, ihn menschlicher und nahbarer erscheinen zu lassen. Zugutehalten muss man Federer, dass er öffentliche wie private Rückschläge eingesteckt hat und immer wieder auf die Füße gekommen ist, mit positiver Energie und langfristiger Perspektive.

Er hat die Dimension des Tennissports erweitert, nicht indem er ihn als Plattform für höhere Ziele einsetzte, sondern indem er weitgehend innerhalb der Grenzen des Sports blieb. Eine beachtliche Leistung angesichts der schrumpfenden und alternden Fangemeinde in Europa und Nordamerika.

Seine Herangehensweise ist „oldschool“: zurückhaltend bei kontroversen Themen und in Bezug auf sein Privatleben, im Umgang dafür jovial mit ausgeprägtem Sportsgeist.

Ein Langweiler ist er wohl kaum. Wie könnte man jemanden, der Menschen rund um den Erdball zu verbinden weiß, auch so bezeichnen?

Federer steht für „schönes Tennis“: tänzerisch und oft über dem Boden schwebend, wenn er beim Aufschlag oder Grundlinienschlag den Treffpunkt einen Moment länger fixiert als jeder andere Spieler, den ich in meinen mehr als 30 Jahren als Tennisreporter beobachtet habe. Dieses Talent, einen Schlag wirklich und wahrhaftig zu Ende zu führen, wirkt bisweilen fast unbekümmert, aber es ist ein wichtiger Bestandteil seiner Anziehungskraft. Es ist vergleichbar mit Michael Jordans Spezialität, etwas länger als alle anderen in Richtung Basketballkorb zu fliegen, oder Tänzern, die in der Bewegung einen winzigen Moment innehalten, um einer Pose Nachdruck zu verleihen.

„Er ist der schönste und anmutigste Spieler, den ich je gesehen habe“, sagte mir Billie Jean King einmal. „Seine kinetische Kette bleibt sehr geschlossen.“

Das ist das Geheimnis seiner Eleganz.“

Das Profitennis hat in den letzten 25 Jahren unglaubliche Dynamik erhalten: Die Schläger haben heute Polyestersaiten und sind viel schlagkräftiger, und die Sportler sind größer und aggressiver. Schlagtechniken und Beinarbeit mussten sich an die zunehmende Ballgeschwindigkeit anpassen, und doch scheint Federer immer noch genügend Zeit zu haben, seinen Schlägen den letzten Schliff zu verpassen. Wie gelingt es ihm, so zu spielen und sich dennoch rechtzeitig vor dem nächsten Glanzschlag zu erholen? Es liegt sicher daran, dass er ungewöhnlich vorausschauend, beweglich und flink ist, aber auch daran, dass er relativ kompakt schlägt und das nötige Selbstvertrauen besitzt – er weiß, dass andere planen, sich abrackern und zwingen, während er selbst spontan und unter Hochdruck Lösungen zu zaubern scheint, für die anderen das nötige Rüstzeug – oder Schweizer Taschenmesser – fehlt.

Marc Rosset, der beste Schweizer Tennisspieler, bis Federer die Messlatte in unerreichbare Höhen schraubte, spricht gern über Federers „Verarbeitungsgeschwindigkeit“.

Rosset erinnert sich an eine Übung, bei der jemand fünf unterschiedlich gefärbte Bälle in die Luft warf und die Spieler aufforderte, sie in einer bestimmten Reihenfolge zu fangen. „Mehr als vier habe ich nie geschafft“, sagte Rosset. „Ich fand das wirklich schwer. Rog konnte man fünf Bälle zuwerfen, und er fing alle fünf.“

Rosset weiter: „Die Leute achten unglaublich darauf, wie gut ein Sportler mit seinen Händen oder Füßen agiert. Aber es gibt eine Begabung, über die wir zu wenig sprechen, und das ist Reaktivität, also die Fähigkeit des Gehirns, visuelle Reize zu interpretieren. Wenn man die Sportgrößen betrachtet, einen Fußballspieler wie [Zinedine] Zidane oder [Diego] Maradona oder Tennisspieler wie Federer, Djokovic oder Nadal, dann hat man bisweilen den Eindruck, dass sie sich in der Matrix befinden – alles geht so unheimlich schnell, zu schnell für jemanden wie Sie oder mich. Sie erfassen Dinge so rasch, als ob ihrem Gehirn mehr Verarbeitungszeit zur Verfügung stünde.“

Wenn Zidane dribbelte, dann bewegten sich teils vier Spieler um ihn herum, und trotzdem blieb er ruhig. Aus seiner Perspektive vollzog sich das alles in Zeitlupe. Diese Topstars sind den anderen immer den Bruchteil einer Sekunde voraus, deswegen können sie entspannt bleiben. Schauen Sie sich einige dieser

unglaublichen Schläge an, die Roger im Verlauf seiner Karriere hingelegt hat – das sind keine Schläge, die man vorher üben kann.“

Wer Federer an einem seiner Glanztage beobachtet hat, ist von seinen fließenden Bewegungen fasziniert und wartet gleichzeitig gespannt auf einen Zaubertrick, der garantiert kommen wird – nur wann? Es ist ein doppelter Rausch, der noch intensiver wird, wenn man darüber nachdenkt, wie zielgerichtet er sich im Laufe seiner Karriere den jeweiligen Herausforderungen gestellt hat. Er kommt ganz ohne Tiraden und Geplänkel aus. Während er sich voll auf das physische Ausführen konzentriert, verraten die Augen nur wenig über das Auf und Ab seiner Gefühle.

„Er spielt den Ball, aber er spielt auch mit dem Ball“, erzählte mir mal sein Freund und langjähriger Trainer Severin Lüthi.

Diese Eigenschaft spricht Insider genauso wie Außenstehende an. „Wenn es einen Typen gibt, der andere Spieler ins Staunen versetzen kann, dann ist es Fed“, sagte Brad Stine, ein erfahrener Trainer, der mit Kevin Anderson und dem ehemaligen Weltranglistenersten Jim Courier gearbeitet hat. „Sie beobachten ihn und fragen sich: ‚Wie macht er das nur? Also mal ehrlich, wie bekommt man einen solchen Schlag hin?‘“

Auch John McEnroe war ein Künstler mit Schläger, allerdings ein gepeinigter. Wenn Johnny Mac eine Art Jackson Pollock war, der Farbe verspritzte und damit seinen inneren Kampf ausdrückte, dann war Federer näher an Peter Paul Rubens: produktiv, ausgeglichen, dem Massengeschmack zugänglich und dennoch in der Lage, Experten mit seiner Pinselführung und Komposition Schauer der Begeisterung über den Rücken zu jagen. Eine beeindruckende Performance, ohne Frage – aber eine, die genügend Platz auf der Leinwand lässt, um anderen ihre eigene Interpretation des Werks zu ermöglichen.

Federer selbst möchte über sein Erfolgsrezept gar nicht nachdenken – „Im Grunde ist es ganz einfach“, sagt er –, aber es ist für ihn in Ordnung, wenn andere es tun.

Ich erinnere mich an ein Gespräch darüber mit Federer im Jahr 2018, kurz bevor wir in der kalifornischen Wüste einen Privatjet bestiegen (meine erste und vermutlich letzte Reise in einem solchen Flugzeug). Am Vortag hatte er das Finale der BNP Paribas Open gegen del Potro bestritten und dabei drei Matchbälle bei eigenem Aufschlag vergeben sowie einen Tiebreak im dritten Satz verloren, seine erste Niederlage in der laufenden Saison. Es war so eng

gewesen und die Reaktionszeiten waren unfassbar knapp, selbst für einen wie ihn.

„Taktik? Ja, darüber reden alle gern“, sagte Federer. „Doch auf diesem Niveau kommt es meist nur auf Gefühl an. Alles geht so schnell, dass man vor dem Schlag kaum Zeit zum Nachdenken findet. Natürlich spielt auch Glück eine Rolle.“

Tatsächlich hatte Fortuna bei Federer die Hand im Spiel. Vielleicht wäre er nie ein Champion geworden, jedenfalls nicht im Tennis, wenn nicht ein Profi namens Peter Carter ausgerechnet in einem kleinen Basler Club eine Stelle als Trainer angenommen hätte. Womöglich hätte Federer nie das nötige Stehvermögen erlangt, wenn er nicht einen intellektuellen, sensiblen und talentierten Konditionstrainer namens Pierre Paganini getroffen hätte oder im Laufe seiner Karriere auf Mirka Vavrinec gestoßen wäre, eine ältere Schweizer Spielerin, die später seine Ehefrau, Teilzeit-Pressesagentin und Hauptorganisatorin wurde. Ohne ihre volle Unterstützung und ihren Ehrgeiz hätte er wohl niemals so lange und so überzeugend gespielt.

„Ihr Erfolgswille ist ebenso ausgeprägt wie der von Federer, vielleicht sogar stärker“, sagte mir der französische Konditionstrainer Paul Dorochenko, der in seinen frühen Schweizer Jahren mit Vavrinec und Federer gearbeitet hat.

Doch im Leben und ganz sicher im Profitennis kommt es darauf an, was man aus Chancen und glücklichen Zufällen macht. Federer nutzte sie meist.

Der Mensch Federer ist eigentlich nicht so lässig-elegant, wie seine Marketing-Fachleute ihn oft erscheinen lassen. Er ist intelligent und intuitiv, aber den charmanten Wortwitz à la James Bond beherrscht er nicht. Die Schule verließ er mit 16, er galt als nicht sonderlich eifriger Schüler. Sein Leben als Erwachsener und die Tour ging er dagegen mit Disziplin und Strenge an.

„Ich empfinde das hier als Lebensschule“, sagte er in Argentinien.

Obwohl Federer ohne Frage begabt war, unterschied er sich von manchen anderen Talenten seiner Generation nicht zuletzt durch seine beständige Liebe zum Tennis und den Drang, immer noch mehr aus sich herauszuholen. Für ihn stand immer fest, dass man im Profitennis an Boden verliert, wenn man nur das Niveau hält – eine Überzeugung, die auf seine jüngeren Gegner übergegangen ist.

„Auf diesem Niveau muss man meines Erachtens vor allem immer bestrebt und offen dafür sein, besser zu werden, Techniken perfekt zu beherrschen und

sich in jeder Hinsicht zu entwickeln“, sagte mir Djokovic kürzlich. „Ich weiß, dass Roger viel darüber gesprochen hat, und glaube, dass die meisten Topathleten – egal welcher Sportart – dem zustimmen würden. Stillstand ist Rückschritt.“

Federer kannte – oder erkannte mit der Zeit – seine Schwächen und arbeitete daran: Frustrations- und Aggressionstoleranz, Konzentration und Ausdauer, sein chronisches Rückenleiden und sein einhändiger Rückhandschlag. Er wechselte seine Taktik, attackierte stärker von der Grundlinie als vom Netz aus. Er legte sich einen Schläger mit größerer Schlagfläche zu, um seine Chancen bei längeren Ballwechseln zu erhöhen, und wechselte mehrfach – aber nicht aus einem spontanen Impuls heraus – den Trainer, um neue Einsichten zu gewinnen. Zeitweise spielte er ganz ohne Trainer. Lebenslang suchte er nach Menschen, die ihm als Mentor oder gar als Vorbild für seine nächste Phase dienen konnten: von Sampras über Tiger Woods (vor dessen Sündenfall) bis hin zu Bill Gates, dessen karitativen Ansatz Federer in seinen späteren Lebensjahren übernehmen möchte.

Sein Erfolg gründet vor allem in seinen Qualitäten als Tennisspieler, aber seine Sozialkompetenz spielt eben auch eine Rolle. Längst nicht allen Superstars des Tennis gelingt es, sich in die Lage anderer zu versetzen. Federer ist empathisch, er registriert laufend die Gefühle seines Gegenübers und die Energie, die in einem Stadion, auf der Straße, in einem Zimmer – oder auf einem Autorücksitz – herrscht.

„Er hat eine außergewöhnliche soziale Intelligenz, und ich halte das für einen sehr wichtigen Aspekt seiner Beliebtheit“, sagte der amerikanische Starspieler und Federers späterer Freund Andy Roddick. „Er ist ein Chamäleon. Er kann in praktisch jeder Umgebung arbeiten und bleibt dabei authentisch. Er passt sich nicht in irgendeiner berechnenden Art und Weise an.“

Ungefähr auf halber Strecke zwischen Tigre und der Innenstadt von Buenos Aires durchbrach ein Auto unseren Begleitschutz und fuhr mit hoher Geschwindigkeit längs an unser Fahrzeug heran. Ein junger Mann, dessen Augen vom Jagdfieber und womöglich von der Wirkung irgendwelcher Substanzen glühten, lehnte sich halb aus dem Fenster und winkte Federer mit einer Kappe mit aufgesticktem „RF“- Monogramm zu.

„Na, zumindest weißt du jetzt, dass sich deine Werbeartikel verkaufen“, sagte ich.

Federer kicherte und winkte durch die Scheibe zurück. „Hoffentlich verliert er die Kappe nicht“, sagte er. „Bye-bye. Bye-bye.“

Federers feine Antennen erklären zum Teil dann auch seine Tränenausbrüche nach einem Tennismatch. Sie kommen heute viel seltener vor, sind aber immer noch untrennbarer Teil seiner Persönlichkeit. Sie scheinen nicht nur Freude oder Enttäuschung auszudrücken, sondern auch ein Ventil zu sein, um sich von all dem, was auf dem Spielfeld auf ihn einstürmt, zu entlasten. Und es geht dabei nicht nur um die Emotionen, die er selbst in ein Match oder ein Turnier investiert hat, sondern vielmehr um das, was alle zusammen einbringen.

„Erscheint einem das nach einer Weile denn normal?“, fragte ich, als der Fan mit seiner RF-Kappe davonbrauste.

„Das? Nein, nein, nein“, sagte er und hob dabei die Stimme an. „Das ist unglaublich. Es macht Spaß, so fröhliche Menschen zu sehen, oder? Das ist einfach eine ganz andere Welt hier, und deshalb spiele ich so gern Show-Turniere. Weil sie anders sind. Man kommt in ein Land, das man vielleicht noch nie besucht hat, oder tut Dinge, für die man normalerweise keine Zeit hat. Man muss sich nicht wahnsinnig viele Gedanken über sein Spiel machen, obwohl es ein gewisses Niveau gibt, das ich immer erreiche. Doch eigentlich geht es um, wie soll ich sagen – nun ja, darum, in einem Show-Turnier möglichst viele Herzen zu berühren, die Leute glücklich zu machen und dafür zu sorgen, dass sie nicht kommen, um einen zu sehen, sondern dass man selbst kommt, um sie zu treffen.“

Auf Pressekonferenzen gestellte Fragen beantwortet Federer ausführlich und mit einer gewissen Zurückhaltung. Nur selten schweift er vom Thema ab oder gibt ungefragt Informationen preis. Er respektiert die Frage und die Fragestellenden – anders als einige seiner Vorgänger (siehe Jimmy Connors) oder Kollegen (siehe Lleyton Hewitt und leider, in ihren späten Jahren, auch Venus Williams). In einem intimeren Rahmen führen Federers natürliche Ausgelassenheit und Leutseligkeit oft dazu, dass er beim Sprechen mit den Armen wedelt und sich in weitschweifigen Ausführungen verliert. Äußert er sich auf Englisch – seine erste, aber nicht immer beste Sprache –, so landet er oft auf unerwartetem Terrain und muss dann kehrtmachen und einige Umwege nehmen, um an sein ursprüngliches Ziel zu gelangen.

Abseits der Fernsehkameras ist sein Auftreten weniger geschliffen, manchmal albert er auch gern herum. Seine Streiche und Überraschungen hebt er sich für den Freundes- und Kollegenkreis auf.

Ich habe im Laufe der Jahre einige Reisen unternommen, und dieses Buch wird Federers Karriere teilweise durch das Prisma dieser Erfahrungen betrachten. Es ist keine Federer-Enzyklopädie. Jede Tenniserzählung wird blutleer, wenn sie in einem fort Spielergebnisse und Match-Zusammenfassungen liefert, und mit über 1700 Spielen auf Tour-Niveau sowie Pressekonferenzen nach den meisten dieser Spiele hat Federer uns Biografen unermesslich viel Material an die Hand gegeben. Dieses Buch möchte vielmehr behutsam anhand von Episoden und Interpretationen die Orte, Menschen und Duelle beleuchten, die Federer wohl am meisten bedeutet haben oder den stärksten Symbolcharakter für ihn hatten.

Er hat einen Großteil des Planeten bereist: auf der Jagd nach Trophäen, Geld, Neuheiten, Erfüllung und – im Laufe der Jahre zunehmend – Gemeinschaft.

Argentinien war ein unerwartet bedeutsamer Stopp auf seiner Reise. Als wir uns seinem Hotel in der Innenstadt von Buenos Aires näherten, gestand Federer, der zu diesem Zeitpunkt schon 17 Grand-Slam-Titel gewonnen hatte, dass er sich immer noch zu verbessern hoffe.

„Hiernach werde ich mir einen Urlaub gönnen, mich erholen und einfach abschalten, denn die letzten Jahre waren sehr intensiv“, sagte er. „Mein Gefühl sagt mir: Wenn ich in diesem Tempo weitermache, könnte ich die Lust verlieren, abstumpfen, wie du vorhin meintest.“

Federer lachte.

„Abstumpfen.“ Ein neues Wort in meinem Vokabelschatz und das Letzte, was mir passieren soll“, sagte er. „Hoffentlich wird das kommende Jahr ein Sprungbrett für viele weitere Jahre. Das ist die Chance, die ich mir selbst geben möchte.“

## Kapitel 2

# BASEL, SCHWEIZ

Tennis hat mich persönlich in vielerlei Hinsicht gerettet. Im Laufe meiner Kindheit kletterte mein Vater, wie zuvor schon sein Vater, allmählich die Karriereleiter der US-Marine bis zum Rang eines Admirals hinauf. Vor meinem Eintritt ins College zogen wir mehr als zehnmal um. Ob in Virginia, auf Hawaii oder in Kalifornien, stets war Tennis eine meiner Eintrittskarten in die nächste Gemeinschaft, die nächste Schule oder das nächste Team. Ich habe diesen Sport immer geschätzt und berichte darüber seit den 1980er-Jahren mit kritischem Blick, aber auch sehr viel Freude. In den letzten 35 Jahren habe ich über alle möglichen Sportarten geschrieben, doch keine hat meine Aufmerksamkeit so gefesselt wie Tennis – zum Teil auch weil ich selbst ausreichend viel gespielt, mich abgemüht und versagt habe, um zu begreifen, wie schwierig es ist, Schläge auszuführen, die Virtuosen wie Federer selbst unter Druck so gelingen, als wären sie reine Routine.

Im Sommer nach meinem Abschluss am Williams College, in dessen Tenniskader ich mitspielte, unterrichtete ich Tennis in einem kleinen Club mit gehobener Klientel in East Hampton im US-Bundestaat New York. Zwei meiner Schüler waren Jann Wenner, Gründer der Zeitschrift *Rolling Stone*, und die Modedesignerin Gloria Sachs. Mein Ziel war es, mit dem Unterricht so viel zu verdienen, dass ich eine Low-Budget-Weltreise finanzieren konnte, die ich mit meinem Zimmergenossen aus dem College unternehmen wollte. Mit der Unterstützung von Jann, Gloria und anderen gelang mir das auch. Ich fühlte mich mit Tennis so verbunden, dass ich meinen Yonex-Schläger am Rucksack befestigte und ihn auf die Reise mitnahm. An Orten wie Burma oder im ländlichen China, wo es weit und breit keinen Tennisplatz gab, schien das mehr als unpassend. Doch der Schläger gab mir, wie in meiner Jugendzeit, Sicherheit in unbekanntem Gelände.

Ein Tennismatch zu beobachten ist für mich immer noch eher ein aktiver als ein passiver Vorgang: Mein Körper spannt sich an, und oft umklammert meine rechte Hand einen fiktiven Griff. Das erste Turnier, über das ich berichtete,

hatte mit Wimbledon nicht im Entferntesten zu tun. Es handelte sich um die nationalen Meisterschaften der United States Tennis Association für Jungen in der Altersgruppe U12 – im Grunde ein Turnier für talentierte Grundschüler –, die in meinem damaligen Wohnort San Diego stattfanden.

Ich hatte ein Sommerpraktikum bei der Lokalzeitung ergattert, in einer Ära, als Zeitungen noch die Hauptnachrichtenquelle darstellten. Nur zwei Erinnerungen an dieses Turnier aus längst vergangenen Tagen sind mir geblieben: Vincent Spadea, der Vater des späteren Top-20-Spielers Vince Spadea, sang zwischen den Spielen seines Sohnes Arien auf der Tribüne; und die sechsjährige Alexandra Stevenson, die mit ihrer Mutter Samantha gekommen war, übte Radschlagen auf dem Rasen. Das war lange bevor sie 1999 das Halbfinale in Wimbledon erreichte (und lange bevor irgendjemand außerhalb ihres engeren Kreises wusste, dass sie die Tochter des NBA-Stars Julius Erving war).

Manchmal erscheint es wie zufällig, was im Gedächtnis haften bleibt und was in Vergessenheit gerät. Doch eines weiß ich genau: Nur zweimal habe ich einem jungen Spieler zugesehen und war mir völlig sicher, eine künftige Nummer eins vor mir zu haben.

Zum ersten Mal geschah das während der French Open 1998, als der 18-jährige Marat Safin in seinen ersten beiden Grand-Slam-Matches Andre Agassi und den Titelverteidiger Gustavo Kuerten besiegte. Safin war ein leicht erregbarer, telegener und enorm athletischer Russe, ein stolzer Tatar mit Sex-Appeal und einer explosiven beidhändigen Rückhand, oft fliegend geschlagen, die keinem mir bekannten Schlag glich.

Das zweite Mal passierte es während meines ersten Besuchs in Basel. Ich reiste im Februar 2001 dorthin, um über Patrick McEnroes Debüt als Kapitän des US-amerikanischen Davis-Cup-Teams und über das spielerische Debüt des 18-jährigen Andy Roddick zu berichten. Am Ende schrieb ich vor allem über einen Schweizer Teenager.

Ich hatte Federer gesehen, als er sein erstes Grand-Slam-Match (bei den French Open 1999) gegen Patrick Rafter verlor, und erneut im folgenden Jahr, als er am Einzelwettbewerb der Olympischen Spiele von Sydney teilnahm und dort den undankbaren vierten Platz belegte. Inzwischen war er 19 Jahre alt und galt als aussichtsreiches Talent. Wie aussichtsreich, erkannte ich in jenen drei Tagen, die ich in Federers Heimatstadt verbrachte.

Zu dieser Zeit genoss der Davis Cup, der wichtigste Mannschaftswettbewerb im Tennis, noch ein höheres Prestige: Hier mussten die Spieler zeigen, was in ihnen steckte, denn sie standen unter einem anderen, oft intensiveren Druck als auf der regulären Tour. Der Best-of-Five-Modus mit drei Gewinnsätzen führte sie an die Grenzen ihres Stehvermögens.

Federer, damals noch nicht in die Top 20 aufgestiegen, hatte das Turnier erstmals im Alter von 17 Jahren bestritten und in diesem nun schon einige berauschende Momente und schwere Niederlagen erlebt. Doch während dieses langen Wochenendes in Basel nahm er das Schweizer Team Huckepack und trug es zum Sieg gegen die US-Amerikaner in der ersten Runde, indem er sowohl seine beiden Einzelgegner vom Platz fegte als auch das Doppel mit seinem Partner Lorenzo Manta gewann.

Am Eröffnungstag spielte er den zweimaligen Grand-Slam-Finalisten Todd Martin an die Wand. Obwohl es sich um einen Kunststoffbelag handelte, stellte ich mir die ganze Zeit vor, dass Federers flinke Füße auf Rasen stünden – er spielte eine Slice-Rückhand nach der anderen, im vollen Lauf Vorhand-Winner aus dem Handgelenk, bewegte sich fließend zwischen Grundlinie und Netz und erzielte Punkte mit Volleys und Schmetterbällen. Seine Schläge und Bewegungen waren so flüssig, dass sie an Sampras und Edberg erinnerten: Es gelang ihm, große Entfernungen schnell und ohne sichtbare Anstrengung zu überbrücken. Mit einer Geschwindigkeit und Gewandtheit, die ich noch nie gesehen hatte, konnte er seine Rückhand umlaufen, um seine Vorhand krachen zu lassen. Sein Aufschlag wirkte sicher und war ganz offensichtlich schwer zu antizipieren, jedenfalls verfehlte der 1,98 Meter große Martin, ein guter Return-Spieler mit großer Spannweite, den Ball öfter mehr als nur knapp.

„Dieser Junge wird mal Wimbledon gewinnen, und zwar mehrfach“, sagte ich zu den Journalistenkollegen neben mir auf den reservierten Plätzen. Das war zu einer Zeit, als Sportreporter noch miteinander sprachen und nicht nur tweeteten.

Eigentlich war das gar nicht typisch für mich. Ich bin lieber Beobachter als Wahrsager, und diese Prognose hätte man durchaus als gewagt bezeichnen können. Pete Sampras war Ende 20 und eine unwiderstehliche Kraft im All England Club. Pat Rafter, der netzaffine Australier, war in seinen besten Jahren und ein brillanter Rasenspieler. Doch wer Topspieler lange genug beobachtet, erkennt die Muster und Fertigkeiten, die zum Erfolg führen und das Spiel

eines jüngeren Spielers vor dem inneren Auge zu etwas Größerem wachsen lassen. Federers Angriffsstil, sein für alle Beläge geeignetes Rüstzeug, seine Täuschungskraft und seine geschmeidige Beinarbeit befeuerten solche Träume.

Federers mit taktischen Varianten durchsetztes Spiel war gereift, was die Schweizer beglückte und für die Amerikaner zum ungünstigsten Zeitpunkt kam.

„Wir trafen auf einen Typen, der alles beherrschte“, erzählte uns McEnroe nach der 3:2-Niederlage. „Federer ist ein großartiger Spieler, und diese Woche hat er quasi seine volle Spielstärke erreicht. Wir haben ihn nicht in den Griff bekommen. Der Junge hat verdammt viel drauf. Er spielt ganz klar auf Augenhöhe mit den Top 10, wenn nicht besser.“

Eine Woche zuvor hatte Federer gerade in Mailand seinen ersten ATP-Titel auf einem ähnlichen Hallenbelag gewonnen – ein Meilenstein im Leben eines jungen Spielers. Dann in Basel für sein Land zu gewinnen, war emotional die nächste Stufe.

In derselben Arena bei den Swiss Indoors errang er später zehn Titel im Einzel. Doch damals in diesem frühen Stadium traute er seinen Fähigkeiten noch nicht ganz, war unsicher, ob er die Last schultern konnte, sein Team anzuführen, zumal es zwischen ihm und Teamchef Jakob Hlasek gehörig knirschte. Der frühere Schweizer Tennisstar Hlasek hatte sich im Vorjahr in diese Rolle hineinbefördert und Claudio Mezzadri verdrängt, den Roger und seine Mitspieler sehr geschätzt hatten.

„Dieses Match gegen die USA war ein wichtiger Moment in meiner Karriere“, sagte mir Federer viel später. „Es hat mich bestärkt, an mich selbst zu glauben.“

Tatsächlich steckte es voller Vorahnungen. Nach dem Sieg flossen Tränen, und Federer hielt dreisprachige Pressekonferenzen ab. Seine Haare waren lang, seine Erscheinung immer noch jugendlich, sein scharf geschnittenes Gesicht mit der markanten Nase passte eher zu einem Faustkämpfer. Als er für ein Interview erschien, glich sein rhythmisch anmutiger Gang dem eines Panthers, er wirkte selbstbewusst, als gewöhne er sich daran, so genau beobachtet zu werden.

Zum amerikanischen Team gehörten auch zwei spätere Starspieler – Roddick und James Blake –, die in den kommenden Jahren immer wieder unter Federers flinker Hand zu leiden hatten.

Roddick, ein geistesgegenwärtiger und schlagkräftiger Spieler, gab sein Davis-Cup-Debüt im sogenannten Match um die goldene Ananas, wo er im letzten Einzel am Sonntag George Bastl bezwang, nachdem Federer bereits mit dem Sieg über Jan-Michael Gambill für den Gesamtsieg des Schweizer Teams gesorgt hatte.

Viel später am Abend, als sich beide Teams in einer Basler Kneipe trafen, unterhielten sich Roddick und Federer zum ersten Mal.

„Man ist schon gespannt darauf, wie so jemand mit der Situation umgeht, eine Davis-Cup-Partie in der eigenen Heimatstadt gewonnen zu haben. Und ich habe ja miterlebt, wie er unser gesamtes Team zerlegte“, erzählte Roddick mir kürzlich. „Es ging gar nicht mehr um die Frage, ob dieser Typ mal richtig gut wird. Das war uns allen wohl schon klar. Die Frage war vielmehr: Wird er einfach Roger sein oder – und ich meine das gar nicht respektlos – wird er ein Richard Gasquet werden, also jemand, der richtig, richtig gut ist? Darauf kann niemand zu einem so frühen Zeitpunkt die Antwort kennen, denn der entscheidende Unterschied ist von außen wohl kaum zu erkennen. Ich glaube, es war unbestreitbar, dass Roger in die Top 10 und auch in die Top 5 aufsteigen würde. Aber es macht noch mal einen großen Unterschied, ob jemand Nummer eins wird, einen Slam gewinnt und über zehn Jahre hinweg relevante Erfolge erzielt. Damals dachte man ganz sicher nicht in Kategorien von 20 Jahren.“

James Blake, der sein Harvard-Studium nach zwei Jahren abgebrochen hatte, um sich Vollzeit seiner Tenniskarriere zu widmen, war ein Trainingspartner der Amerikaner in Basel und verbrachte deswegen einige Zeit mit Michel Kratochvil, dem Trainingskollegen des Schweizer Teams.

„Wir waren so stolz auf Andy“, berichtete mir Blake. „Wir sagten: ‚Dieser Junge ist so gut, passt mal auf, er wird unglaublich sein und lange in unserem Team spielen.‘ Aber als ich mit Kratochvil sprach, meinte der nur: ‚Vielleicht schaut ihr mal auf unseren Jungen. Der wird auch mal was Besonderes.‘“

Blake beobachtete Federer ausgiebig. Seine erste Erkenntnis war, dass es irrsinnig schwierig war, einen Ball auf Federers weniger gefährliche Rückhand zurückzubefördern, wenn er einen Punkt erst einmal unter Kontrolle gebracht hatte. Er war einfach unglaublich schnell.

„Er bewegt sich so gut, dass man ihn nicht zu einer weiteren Rückhand zwingen kann, wenn er eine Vorhand hat“, sagte Blake. „Sobald er eine Vorhand schlägt, beherrscht er den Punkt. Das war einfach unglaublich.“

Es gab noch eine zweite Erkenntnis.

„Wir beobachteten ihn alle, und er schien überhaupt nicht zu schwitzen“, erinnerte sich Blake. „Man hatte den Eindruck, dass sein Puls mit Tempo 30 schlug. Als könnte ihm nichts etwas anhaben – er würde zum Beispiel keine falschen Entscheidungen treffen, nur weil es um einen Breakpunkt ging und das Publikum nervös war.“

Blake konnte nicht wissen, dass Federer früher ganz anders gewesen war, Schläger weggepeffert und über sich selbst geflucht hatte.

„Man hatte den Eindruck, er sei dem Ganzen voll gewachsen und könne mit jeder Situation umgehen“, sagte Blake. „Und dann zu erleben, wie er nach dem Match in Tränen ausbrach, zu sehen, wie viel es ihm bedeutete, in seiner Heimatstadt am Davis Cup teilzunehmen, war wirklich cool.“

Die Amerikaner flogen wieder nach Hause, und ich reichte meine Kolumne für die *International Herald Tribune* ein. Dabei brachte ich dann doch nicht den Mumm auf, Federer Schwarz auf Weiß zum mehrfachen Wimbledon-Champion in spe zu krönen.

Federer ist ein ganz besonderer Spieler – schon in jungen Jahren selbstsicher und gereift, von Natur aus in der Lage, unter Druck über sich hinauszuwachsen, und flüssig in praktisch all seinen Bewegungen.

Er kann riesige Aufschläge servieren. Er kann als Rückschläger den Ball hinterlaufen und dann plötzlich einen unerreichbaren Lob spielen. Er kann klassisches Chip and Charge spielen und dann mit steifem Handgelenk einen Volley-Winner schmettern. Er kann das Spiel mit seiner Vorhand bestimmen und dann schnell seine einhändige Rückhand einsetzen oder einen gemeinen kurz cross gesetzten Slice spielen, der weniger gelenkige Gegner zwingt, schnaufend und keuchend nach dem mit viel Schnitt fliegenden Ball zu hechten.

Trotz alledem lässt sich nicht prognostizieren, ob er seine vielfältigen Talente nutzen wird, um beständig Erfolge auf Weltniveau zu erringen. Geld, zu viel Lob und Verletzungen können selbst größten Ambitionen und schärfsten Schlägen einen Dämpfer versetzen, doch nach den letzten zwei Wochen kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Schweizer hier wieder einen potenziellen Champion in ihren Reihen haben. Und im Gegensatz zu Martina Hingis verbringt Federer sogar mehr Zeit in der Schweiz als in Florida.

Federers Tennisspiel war tatsächlich „Made in Switzerland“. Er wurde am 8. August 1981 als zweites Kind von Lynette und Robert Federer im Universitätsspital Basel geboren. Beide Eltern waren zwar begeisterte, aber keine sonderlich großen Sportler, die erst vergleichsweise spät mit dem Tennisspiel begannen. Roger selbst fing in Basel an und verfeinerte sein Spiel dann in anderen Schweizer Städten. In diesem Land mit seinen vier Amtssprachen war er schon in seiner Jugend an verschiedenartige Einflüsse gewöhnt.

Lynette stammt aus Südafrika und hatte Robert im Alter von 18 Jahren nahe Johannesburg kennengelernt, wo beide für den Schweizer Chemiekonzern Ciba-Geigy arbeiteten. Obwohl Lynettes Muttersprache Afrikaans ist, hatte sie auf Drängen ihres Vaters eine englischsprachige Schule besucht. Nachdem sie zusammen mit Robert in die Schweiz gezogen war und später eine Familie gegründet hatte, sprach sie anfangs Englisch mit Roger und seiner älteren Schwester Diana.

„Das war in den ersten Jahren“, verriet mir Lynette Federer in einem Interview, das wir zu einem frühen Zeitpunkt von Rogers Karriere führten. „Dann bin ich doch zu Schweizerdeutsch übergegangen. Nach so langer Zeit in der Schweiz fiel es mir leicht. Roger und ich sprechen immer noch viel Englisch miteinander. Je nachdem, worüber wir diskutieren, ist es oft ein ziemlicher Sprachenwirrwarr.“

Lynette und Robert entschieden sich für den Namen Roger, weil ihnen der Zusammenklang mit Federer gefiel. Und der Name ließ sich gut auf Englisch aussprechen; ihr Sohn musste als Jugendlicher dann allerdings häufig darauf hinweisen, dass sein Vorname nicht französisch „Ro-gé“ auszusprechen sei.

Federers erster wichtiger Tennistrainer war Adolf Kacovsky, ein tschechischer Einwanderer in der Schweiz. Den größten Einfluss in jungen Jahren hatte jedoch der Australier Peter Carter. Später wurde Federer von Schweden, US-Amerikanern und einem weltläufigen Kroaten trainiert, Ivan Ljubicic.

Doch so global sein Geschmack wie seine Anziehungskraft auch sind, Federer sieht sich bis heute als Kind des Schweizerischen Tennisverbands. Für andere Schweizer Topspieler gilt das nicht unbedingt, etwa für Martina Hingis, die vor ihm Platz eins der Weltrangliste im Einzel und Doppel erreichte, oder Stan Wawrinka, der ihm nachfolgte und zweitbesten männlicher Schweizer Spieler aller Zeiten wurde.

„Nur Roger kam durch den Verband groß heraus“, sagte Marc Rosset, der Schweizer Einzel-Olympiasieger von 1992.

Basel ist der Ort, wo Federers Geschichte begann: eine weltoffene Stadt am Rhein in unmittelbarer Nachbarschaft zu Deutschland und Frankreich.

Rosset findet, die Schweiz hatte Glück. „Fünf Kilometer in die eine oder andere Richtung und Roger wäre vielleicht Deutscher oder, schlimmer noch, Franzose geworden“, sagte Rosset, der aus Genf in der französischsprachigen Schweiz stammt. „Können Sie sich Roger als Franzosen vorstellen?“

Federer war ein sehr aktives Kind – „fast hyperaktiv“, wie er sagt – und wuchs in einem gutbürgerlichen Zuhause in einer ruhigen Straße des Basler Vororts Münchenstein auf. Für Sport interessierte er sich weitaus mehr als für die Schule.

„Ich bin nicht sonderlich gern zur Schule gegangen“, gesteht er. „Meine Eltern mussten mich ziemlich antreiben.“

Es gibt ein Foto, das ihn mit einem Tischtennisschläger in der Hand zeigt und auf dem er gerade groß genug ist, um über den Rand der Platte zu lugen. Sein erster Tennisschläger war aus Holz – vermutlich ist er der letzte große Spieler, der das noch erzählen kann. Er begann mit drei Jahren zu spielen und schlug seine Bälle bald gegen Wände, Garagentore, Vitrienen und Wandschränke.

„Bum, bum, bum“, sagte Robert Federer in dem Dokumentarfilm *Roger Federer: Spirit of a Champion* aus dem Jahr 2008, um das Geräusch zu beschreiben. „Er spielte stundenlang gegen die Wände.“

„Bum“ schien damals ein besonders passender Ausdruck zu sein. Die 1980er-Jahre waren die Ära des deutschen Tennisfiebers, das der 17-jährige „Bum Bum“ Boris Becker 1985 mit seinem Wimbledon-Sieg entfacht hatte, gefolgt von Steffi Graf, die 1988 alle vier Grand-Slam-Titel sowie die Goldmedaille bei den Olympischen Spielen gewann und der damit der erste Golden Slam der Geschichte gelang.

Federers erster Sandplatz war im Club des Arbeitgebers seiner Eltern, er befand sich im Vorort Allschwil. Doch in jenen frühen Jahren beschäftigte sich Federer auch noch mit vielen anderen Dingen. Er spielte unter anderem Badminton, Squash, Basketball und Fußball.

„Rennen, Schwimmen oder Fahrradfahren sind nicht so mein Ding“, sagte er einmal. „Es muss schon ein Ball dabei sein.“

Es gab allerdings auch Ausnahmen: Als Jugendlicher fuhr Federer gern Ski alpin – schließlich ist er Schweizer. Irgendwann musste er seine Zeit auf der Piste beschränken, um das Verletzungsrisiko möglichst gering zu halten. Außerdem wanderte er gern mit der Familie.

Als es um die Wahl einer Sportlerkarriere ging, fiel die Entscheidung zwischen einer Mannschaftssportart mit Ball und einer Einzelsportart mit Ball: Im Alter von zwölf Jahren entschied er sich für Tennis und gegen Fußball. Verglichen mit einigen anderen Tennis-Wunderkindern war das spät. Agassi, Sampras, die Williams-Schwwestern und Maria Sharapova hatten sich viel früher festgelegt. Verglichen mit einigen von Federers Langzeitrivalen war es aber auch nicht übermäßig spät. Nadal, der auf Mallorca aufwuchs, traf die Entscheidung wie Federer mit zwölf. Wawrinka – er gilt als Spätzünder im Tennis – spielte noch mit elf Jahren nur einmal pro Woche.

In den letzten Jahren gab es viel Kritik an einer zu frühen Spezialisierung bei Kindern; Verletzungen oder Burn-out sind nicht selten die Folge. Auch Federer vertritt die Ansicht, dass sich Kinder in mehreren Sportarten versuchen sollten, weil sie hiervon langfristig profitieren. Seine eigene Beständigkeit, Ausdauer und nie nachlassende Spielfreude scheinen das zu bestätigen. Für Nadal gilt dasselbe, auch wenn er deutlich mehr Verletzungen hinnehmen musste. Um später ein großer Champion zu werden, ist es offenbar tatsächlich nicht notwendig, ein früher Senkrechtstarter gewesen zu sein.

Andererseits haben auch die Williams-Schwwestern lange durchgehalten, entgegen allen Erwartungen und trotz des Masterplans, den ihr Vater Richard für sie entworfen hatte. Sie sollten von Kindesbeinen an aufs Treppchen geführt werden. Nichtsdestotrotz ließ ihr Vater ihnen – das soll schon erwähnt werden – genügend Zeit auch für außersportliche Aktivitäten.

Agassis Eltern hängten ihm einen Tennisball über die Wiege, um ihm einen Vorsprung bei der Augen-Hand-Koordination zu sichern. Er spielte (trotz chronischer Rückenschmerzen) bis in seine späteren Dreißiger hinein überragend und war einer der Menschen, die Federer vorführten, dass eine lange und erfüllende Karriere an der Weltspitze möglich ist.

Als Vater dreier Kinder und langjähriger Fußball-Jugendtrainer weiß ich, welcher Ansatz mir gesünder erscheint. Trotzdem lässt sich natürlich nicht bestreiten, dass gerade auch ein Youngster mit Tunnelblick – oder mit entsprechenden Eltern – zu einem Grand-Slam-Champion heranwachsen kann. Dennoch: Zu frühe Spezialisierung erinnert mich persönlich mehr an

Kinderarbeit als an Kinderspiel. Man zuckt unwillkürlich zusammen bei dem Gedanken an die Schwundquote, an all die talentierten Junioren, die nach Agassi- oder Williams-Modell auf einen Tenniserfolg hin programmiert werden und dann die Lust verlieren – falls sie diese überhaupt jemals selbst verspürten.

Die Eltern Federer ließen ihrem Sohn weitgehend freie Hand bei der Wahl. Roger hat auf die Frage, warum er sich nicht für Fußball, sondern für Tennis entschied, einmal geantwortet: „Meine Hände sind talentierter als meine Füße.“

Dazu kam etwas, was viele große Sportler, die sich für Tennis entscheiden, gemein haben: ein Bedürfnis nach Kontrolle und Handlungsmacht. „Ich wollte den Sieg oder die Niederlage in meinen eigenen Händen halten, ohne auf andere angewiesen zu sein“, erklärte Federer.

Wer ihn über die Jahre hinweg beobachtet hat, weiß, dass er dennoch kein typischer Tennisindividualist ist. Er ist gesellig und extrovertiert; soziale Anlässe geben ihm Energie. Er hat oft sein Interesse für das Gemeinwohl bewiesen, etwa indem er sich immer wieder längere Zeit im ATP Player Council engagierte oder eine gemeinnützige Stiftung für frühe Bildung ins Leben rief. Als Federer und sein Manager Tony Godsick 2017 beschlossen, Federers politisches Kapital für die Gründung eines neuen Tennisturniers einzusetzen, entschieden sie sich für einen Mannschaftswettbewerb – den Laver Cup.

Man kann sich nur schwer vorstellen, dass ein Tennisstar wie Jimmy Connors Erfüllung in einem Mannschaftssport gefunden hätte. Bei Federer fällt diese Vorstellung leicht. Und doch braucht auch er die vollständige Kontrolle – mit seiner perfektionistischen Ader hätte er Mühe, sich mit den Schwächen anderer Menschen abzufinden. Es fiel ihm ja schon schwer, seine eigenen zu akzeptieren.

Dennoch: Hätte er in seinem Fußballclub Concordia Basel einen Trainer mit einer anderen Einstellung gehabt, hätte er seine Entscheidung vielleicht noch länger hinausgeschoben. Federer war ein schneller und begabter Stürmer, das Problem war aber, dass er Fußball- und Tennistraining unter einen Hut bringen musste. Und sein Fußballtrainer stellte ihn bei den Spielen am Wochenende nicht auf, wenn er unter der Woche nicht an allen Trainingsstunden teilnahm.

Federer wollte das Tennistraining aber nicht aufgeben. Der Fußball musste also weichen.

„Ich bereue das nicht“, sagte er – verständlicherweise – viele Jahre später.

Mit Tennis hat Federer im Alter von acht Jahren im Club Old Boys Basel begonnen. Der führende, dabei bescheiden ausgestattete Club liegt in einem grünen Stadtteil, mit dem Fahrrad gut von Federers Zuhause aus erreichbar. Lynette spielte damals in der Damenmannschaft und meldete ihre Kinder ebenfalls im Club an. Sie schätzte das Nachwuchsprogramm unter der Leitung von Madeleine Bärlocher, die immerhin 1959 im Juniorinnenturnier von Wimbledon mitgespielt hatte.

Das Programm betreute knapp 130 Junioren.

„Roger besaß offensichtlich Talent, aber ich hatte eine gute Gruppe mit vielen talentierten Jungs. Ich habe im Leben nicht geahnt, was aus ihm einmal werden würde“, erzählte mir Bärlocher. „Mit acht Jahren hat er aber schon mit seinen Freunden darüber gewitzelt, dass er irgendwann die Nummer eins wird.“

Zunächst nahm Federer am Gruppenunterricht teil, dann erhielt er Einzelunterricht bei Adolf Kacovsky. Der altgediente Trainer mit Spitznamen „Seppli“ erkannte bald das außergewöhnliche Talent seines Schülers.

„Seppli kam eines Tages zu mir und sagte, dass er noch nie einen Jugendlichen hatte, der seine Ratschläge so schnell umsetzen konnte“, erzählte Bärlocher. „Manche Schüler üben und schaffen es nach einer oder zwei Wochen. Roger konnte es sofort.“

Diese Beobachtung machten in den kommenden Jahrzehnten viele Trainer. „Roger ist ein wirklich guter Nachahmer, schon faszinierend“, sagte der Niederländer Sven Groeneveld, der dann bei Swiss Tennis, dem Schweizerischen Tennisverband, mit ihm arbeitete.

Doch Federer musste auch manches auf die harte Tour lernen. In einem seiner frühen Juniorenmatches unterlag er als Zehnjähriger Reto Schmidli, einem drei Jahre älteren und viel kräftigeren Schweizer, mit 6:0, 6:0. Schmidli schlug keine Profikarriere ein, gab aber noch 30 Jahre später Interviews zu jenem Match und seinem unwahrscheinlichen Resultat.

Federers Erfolgsbilanz bei den Junioren verbesserte sich rapide, als er sich bei den Old Boys unter die Fittiche von Peter Carter begab. Der junge Australier mit Topffrisur, strenger Arbeitsmoral und ruhigem Auftreten musste seine Trainerpflichten damals noch mit seiner Teilnahme an Wettkämpfen auf der Satellite-Tour vereinbaren.

„Die beiden kamen sofort gut miteinander aus“, sagte Bärlocher.

Es schadete sicher auch nicht, dass Federer gut Englisch sprach. Carters Schweizerdeutsch blieb zeitlebens eine Baustelle, auch wenn er später eine Baslerin heiratete.

„Peter war ein netter Mensch, er gab Roger einen Riesenschub“, sagte Bärlocher. „Er vermittelte ihm das Gefühl, ein wirklich besonderer Schüler zu sein, und half ihm nicht nur, seine Technik zu entwickeln, sondern gab ihm auch Tipps für die Matches.“

Carter bevorzugte ein klassisches Angriffsspiel mit akrobatischen Volleyschlägen, fließender Beinarbeit und einer einhändigen Rückhand.

Das kommt Ihnen vielleicht bekannt vor ...

„Was Sie bei Federer sehen, gleicht in vielem dem Peter von damals“, sagte Darren Cahill, leitender Trainer, Kommentator des US-amerikanischen Sportsenders ESPN und einer von Carters engsten Freunden. „Doch Federer hat diese explosive Kraft und die Fähigkeit, dem Ball einen enormen Spin zu geben, er bewegt sich auch besser. Peter war in allem gut. Er bewegte sich gut, aber nicht außergewöhnlich. Sein Schlag war auf beiden Seiten gut, aber nicht außergewöhnlich. Er hatte einen wunderbaren Aufschlag, aber nicht schlagkräftig genug, um ihm zwei, drei Asse pro Spiel zu sichern.“

David Macpherson, ein Australier aus Tasmanien, spielte zur gleichen Zeit wie Carter auf der Satellite-Tour. Später coachte er die Brüder Bryan und John Isner. „Ich fand es faszinierend zu sehen, wie sehr Rogers Schläge denen von Peter glichen“, erzählte mir Macpherson. „Vielleicht ist Roger gar nicht bewusst, dass Peter seine Vorhand früher so schlug, wie er es jetzt tut. Der Ball hat die Saiten schon verlassen, und er blickt immer noch auf den Treffpunkt. Ich erinnere mich gut daran, wie Peter das tat, es war einzigartig. Und dann macht plötzlich der weltbeste Spieler dasselbe. Wie ein Golfer, der das Finish hält. Auch ihr Aufschlag ist sehr ähnlich, dieser entspannte, fließende Beginn. Peters Tennisspiel war das schönste weit und breit, aber im Gegensatz zu Roger konnte er den Ball nicht so richtig krachen lassen.“

Carter, der den Spitznamen „Carts“ trug, war einer der Topjunioren Australiens. Trainiert wurde er von Peter Smith, der auch mit Cahill und vielen anderen künftigen Starspielern in Adelaide arbeitete. Zu Smiths Schülern zählten Mark Woodforde und John Fitzgerald, beides hervorragende Einzelspieler, die sich aber besonders im Doppel profilierten. Fitzgerald gewann sieben Grand-Slam-Titel, Woodforde zwölf, alle außer einem mit seinem Partner Todd Woodbridge.